

## ZEICHEN DER ZEIT

### Kinder, Küche, Kirche – oder: Karriere, Kinder, Krippe

Mit scharfen Worten bedachten sich die Kontrahenten in der innenpolitischen Diskussion der vergangenen Monate um eine ausreichende Zahl von Krippenplätzen für Kleinkinder. Ausgangspunkt war die angeblich drohende demographische Katastrophe, nach der Deutschland in den nächsten 50 Jahren um etwa sieben Millionen Einwohner ärmer werde. Um den Kinderanteil pro Frau im gebärfähigen Alter wieder zu erhöhen, wurde über viele Förderungsmaßnahmen nachgedacht. Politischer Konsens ist eine massive Steigerung der Krippenplätze für Kinder zwischen einem halben Jahr und drei Jahren, also in der Zeit vor dem Kindergarten, der zumindest inoffiziell zu einer verpflichteten Einrichtung geworden ist. (Nebenbei bemerkt: Mit einer Trotzreaktion, wie sie vom dreijährigen Joseph Kantenich berichtet wird, er wolle nicht in den Kindergarten, würde er heute wohl kaum mehr durchkommen.) Jetzt geht es um die Finanzierung – und der Streit geht von einer anderen Seite aus wieder los. Dass von Seiten mancher Kirchenvertreter die Auseinandersetzung kräftig angeheizt wurde, braucht angesichts der Bedeutung des Themas nicht zu verwundern. Doch hinter den Krippenplätzen verbirgt sich mehr als nur eine wirtschafts- oder bildungspolitische Fragestellung. Es zeigt sich die Veränderung gesellschaftlicher Koordinaten im Allgemeinen und Speziellen. Diese Transformation bezieht sich auf die öffentliche Stellung der Frauen und ihre Berufstätigkeit, auf die Beziehung unserer Gesellschaft zu Kindern und auf die Bedeutung von Religion im privaten und gemeinschaftlichen Wertesystem.

Wohl wenigen ist bewusst, dass es noch keine 100 Jahre her sind, dass Frauen in größeren Zahlen – d.h. mehr als ein oder zwei pro Studienfach – an die Universitäten gingen. Erst 1919, nach dem Untergang der Monarchien, wurde das Frauenwahlrecht eingeführt. Und noch vor 50 Jahren konnte ein Ehemann die berufliche Tätigkeit seiner Frau durch sein Veto verhindern. Doch auch das sind nur historische Momentaufnahmen. Dass Frauen sich der häuslichen Arbeit zu widmen, viele Kinder zu bekommen sowie sich daneben ehrenamtliche caritativer Tätigkeit in der Kirche zu befleißigen hätten – auch das ist nur ein Teil der geschichtlichen Wirklichkeit, nämlich das Idealbild der bürgerlichen Frau des 19. und 20. Jahrhunderts. In Mittelalter und Früher Neuzeit, aber auch in den Arbeiterfamilien der Industriegesellschaft, mussten die Ehefrauen in irgendeiner Weise ihren Teil am beruflichen Engagement tragen. Frauenarbeit, auch bezahlte Frauenarbeit, war in Landwirtschaft, Handel und Gewerbe selbstverständlich. „Kinder, Küche, Kirche“ ist eine Persiflage auf die gut- und großbürgerliche Eingrenzung der Frau, wie sie seit der Aufklärung betrieben wurde – und von den christlichen Kirchen leider auch theologisch untermauert wurde. So sollte die gegenwärtige Diskussion um die Vereinbarkeit von Kindern und Berufstätigkeit auch nicht in erster Linie die „Karrieresucht“ von Frauen angreifen, sondern auf historische Beispiele der Kompatibilität von Beruf und Muttersein zurückgreifen. Und dafür ist die Phantasie noch nicht ausgereizt.

Dass Kinder die Zukunft einer Gesellschaft sind, ist unbestritten. Ob Deutschland ausstirbt oder nicht, ist eine andere Frage. In Frankreich wohnen nur halb so viel Menschen auf einem Quadratkilometer wie in Deutschland – und das Land kann wahrlich nicht über eine zu kleine Bevölkerung klagen. Die Probleme liegen woanders. Eine geringe Kinderzahl wirkt sich auf das Sozialverhalten der gegenwärtigen und kommenden Generation aus. Den menschlichen Umgang miteinander lernt man nur durch den Umgang mit anderen Menschen. Das waren in früheren Jahrzehnten die Geschwister und die Freunde aus der Nachbarschaft und die Vettern und Kusinen. Dass Kinderkrippen hier manches ausgleichen können, mag man gerne zugeben. Aber damit ist das Grundproblem einer Gesellschaft nicht gelöst, in der jeder wie eine Monade nur für sich und seine eigenen Wünsche lebt. Kinder machen eine Gesellschaft auch darauf aufmerksam, dass – um mit Martin Buber zu reden – das Ich nur am Du zum Wir wird, und dass nur das Wir eine Zukunft hat.

Und dabei spielt die Religion eine zentrale Rolle. Das Christentum – wie übrigens auch der Islam und das Judentum – ist eine Gemeinschaftsreligion. Es hat seinen Ursprung in familienhaften Gruppierungen, in so genannten Hauskirchen. Das Christentum hat sich in den ersten Jahrhunderten und bis heute über die Familien ausgebreitet. Vieles von der gegenwärtigen Kirchenkrise, der Krise unserer Gemeinden und kirchlichen Berufe hat mit der Krise der Familie zu tun. Wenn in Deutschland die Zahl der Ordensschwester innerhalb von 40 Jahren von 100000 auf 25000 gesunken ist – und ähnliche, wenn auch nicht so dramatische Entwicklungen lassen sich für männliche Gemeinschaften und Diözesanpriester konstatieren -, dann hat auch das mit der gesunkenen Kinderzahl zu tun. In einer Ein-Kind-Familie geschieht religiöse Sozialisation und religiöses Lernen nicht mehr selbstverständlich. Das Beispiel der älteren Geschwister, aber auch die Herausforderung der Eltern durch die erwachende fragende Religiosität ihrer Kinder fehlt. Und deshalb braucht es enormer Anstrengungen, um fehlende religiöse Erlebnisse der Kindheit in der Jugendarbeit oder einem Erwachsenenkatechumenat nachzuholen.

Deshalb ist die Diskussion um Krippenplätze so wichtig. Hier werden Weichen gestellt für die Zukunft unserer Wohlstandsgesellschaft. Doch wenn Wohlstand nur unter wirtschaftlichen Effizienzgesichtspunkten gesehen wird, ist das zu wenig. Die doppelte dreifache Alliteration im Titel dieses Beitrags ist deshalb keine Alternative. Sie sollte zu einer sechsfachen Herausforderung für alle Verantwortlichen werden. Und übrigens: Kinder kommen darin zweimal vor.

Joachim Schmiedl